Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 7

Artikel: Der Weg einer Neu-Armen
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Weg einer Neu-Armen

Novelle von Ruth Waldstetter

Ich hatte das Leben des heiligen Franz von Assisi aufgeschlagen, um zu erfahren, wie Armut heilsam zu tragen sei, als die Klingel der Wohnungstür schellte und der Hausmeister bei mir eintrat.

Der Hausmeister ist ein untersetzter, starker Mann mit einem schwarzen Schnurrbart und grünen, runden Augen. Er stellte sich breitbeinig an den Tisch und fing an zu reden. « Man hat mir aus dem ersten Stockwerk geschrieben,» sagte er mit knarrender Stimme, und seine dicken Finger entfalteten einen Brief. « Hier oben wird vier bis fünf Stunden im Tag Klavier gespielt: Sie geben Unterricht. Drei Stunden Übung im Tag ist vereinbart. Sie haben die Stundenzahl überschritten. Von Montag an hat das aufzuhören.» Er sah an mir vorbei und steckte das Papier auf der Brust ein, dort, wo eine gewölbte Brieftasche den Rockflügel steifte. Er machte eine Pause und streckte das Kinn in die Luft. « Der Bodenzins ist neu berechnet worden,» fuhr er dann fort. « Vom ersten Januar ab kostet die Wohnung fünfzehnhundert. Sie haben bis morgen Kündigungsfrist.»

« Ich werde Ihnen bis morgen Bescheid geben.»

Er machte eine unmutige und verächtliche Bewegung mit seinem Hut gegen den Boden hin. « Das Linoleum könnte blanker sein.»

« Es ist Freitag,» sagte ich.

Der Hausmeister setzte seinen Hut auf und öffnete die Tür. « Das Linoleum hat jeden Tag gereinigt zu werden,» sagte er mit erhöhter Stimme und fuhr mit seinem Zeigfinger wagrecht durch die Luft.

Ich blieb allein und öffnete das Fenster. Das Leben des heiligen Franz war aufgeschlagen, aber meine Gedanken konnten es nicht erreichen. Sie huschten verängstigt und gejagt in meiner nächsten Zukunft umher. Ich rief mich selber zu Hilfe. « Stelle dir vor, dass nicht du es bist. Was hat die fremde Dame in deiner Lage zu tun? »

« Sie muss ausziehen; sie muss Möbel verkaufen, um den Auszug zu bezahlen; sie darf nicht mehr als *ein* Zimmer mieten. Sie wird das Zimmer mit einer Rollwand einteilen, so dass die Schülerinnen das Bett nicht sehen. Sie wird von morgen ab Stunden auswärts geben und mit dem kranken Herzen Treppen steigen. Sie muss zum Arzt gehen, damit er dem kranken Herzen beisteht.»

Alles sagte das gute Ich wie ein wohlerzogener Schüler. Aber das andere, das ungebärdige, schrie: « Ich kann nicht das letzte geben, mein Heim! Ich bin verlassen und arm, von Krankheit schwach; ich habe auf meine Kunst verzichtet, ich habe die Sonne der Liebe nicht mehr und verwelke im Schatten. Ich bin von allem entblösst. Ich hatte nur noch mein Versteck, um mich zu verkriechen und still zu sein in meinem Unglück. Ich kann es nicht geben! »

Ich wusste wohl, dass dieses « kann nicht » stets die Stelle bezeichnet, wo das Opfer gebracht werden muss. Aber meine Schwachheit verweilte noch bei Rückblick und Bedauern.

Die Abendsonne schien eben durch das breite Dachfenster auf den schwarzen Flügel. In der Strahlenbahn leuchtete ein roter Herbstlaubstrauß. An der Wand glänzten die Rahmen der Bilder auf, und in den Ölfarben spielte das Licht auf den pelzverbrämten Samtüberwürfen der Stammesväter. Über bunte Kissen, über matte Silbervasen auf glattem Edelholz glitt der Strahl. Seine wirbelnde Staubbahn fiel schräg durch das Zimmer und erfüllte es mit Leben. Der ganze Raum strömte Behagen aus; er stand in seiner unveränderten Ordnung wie das Spiegelbild einer glücklichen Zeit. Warum sollte nicht plötzlich die Tür aufgehen, eine tiefe, leise, milde Stimme erklingen und die warme Welle der Geborgenheit mich umfluten? – Ich spürte sie, diese Welle, sie schlug aus mir selber empor wie ein sinnloser Nachklang der Vergangenheit. Und das unverständige Selbst überliess sich ihr, träumte sich in Erinnerung ein und kehrte weh und irr zur Wirklichkeit zurück.

*

Ich sitze auf dem Untersuchungsstuhl beim Hausarzt. Die gewaltige Gestalt des ältlichen Mannes bewegt sich um mich her. Das vorspringende Willenskinn presst er mir zwischen die Rippen. Dann wirft er mit einer lässigen Bewegung das Achselstück meines Hemdes mir über die entblößte Schulter und ruft unwirsch aus: «Sie sind ein erschöpfter Organismus!»

Er winkt mich auf den Sessel neben dem Schreibtisch und fängt an zu sprechen wie ein Vater zu einem störrischen Kind. « Ist es nun nicht möglich, sich einmal anders einzustellen zum Leben? Sie sind nicht geschaffen für einen harten Existenzkampf. Sie brauchen ruhige Zeiten und ein Heim. Sie brauchen einen Mann, der Ihnen dies Heim erhält.»

Er wartet den Eindruck seiner Worte ab. Er wartet lange, und da das Schweigen peinlich wird, frage ich zaghaft: « Im übrigen das gleiche Verhalten wie bisher? »

« Eben nicht! Eben nicht! » bricht er unmutig aus. « Eine veränderte Lebensweise, *das* überlegen Sie sich einmal! » Sein Blick bohrt mich an. Mein Herz ist ein verängsteter Vogel, der ein Versteck sucht. Es rief nach Zuflucht, nicht nach Kampf. Widerwillig murmle ich endlich: « Das Vergangene lässt sich nicht auslöschen.»

« Ist auch nicht nötig. Aber ist es würdig, einem Unwürdigen nachzutrauern? »

Die letzte Schranke gegen Eindringlinge ist das Schweigen. Der ganze Raum schweigt mit mir. Der Doktor zieht die Augenbrauen hoch, nimmt die Feder und sagt mit überlegener Nachsicht: « Nehmen Sie wieder Strychnin, drei Pillen täglich – aber nicht mehr! » herrscht er mich väterlich autoritär an. « Meine übrigen Verordnungen kennen Sie.»

Auf der Straße blicke ich noch einmal zum Sprechzimmerfenster hinauf. Mein Weg führt hieher nicht zurück.

Vor meiner Wohnung sehe ich einen grauen Luxuswagen stehen. Andrea.

Wie lang die zwei Treppen sind! Es ist, als würden die Stufen höher von einem Tag zum andern.

« Bist du's? » klingt eine Stimme durchs Stiegenhaus. Vom obersten Absatz erhebt sich eine helle Gestalt im weichen Seidenmantel. « Ich bin schon eine halbe Stunde da. Macht nichts; ich habe gelesen. – Aber du keuchst ja! » Die Stimme klingt schmollend; zwei weißbehandschuhte Hände fassen mich an. « Du musst dich schonen! Du darfst nicht so wirtschaften mit deiner Gesundheit! »

Im Wohnzimmer legt Andrea drei kostbare Chrysanthemen auf den Tisch. Ein zierlich verschnürtes Paket rollt von ihrem Arm. « Dein Lieblingsgebäck! » Die schöne Freundin lächelt schon wieder. «Und nun, mein liebes Herz, kommst du heute abend mit mir ins Symphoniekonzert. Du musst dich wieder – » Sie sieht in mein Gesicht, unterbricht sich und sagt zaghaft: « Musik ist doch Trost! »

« Wer braucht Trost? »

« Ich bin ungeschickt! » Sie sucht ihre Enttäuschung zu bemeistern. Ihr Blick legt sich weich und schwer auf mich. « Du lässt mich gar nichts für dich tun! »

Wenn ich's sagte, dass sie das Mittel zu meiner Heilung besitzt, das schlichte, bescheidenste: Bargeld! So wäre die Lüge zwischen uns getötet. Doch ich rede etwas von meiner Müdigkeit, und Andrea bricht auf. « Aber ich schicke dir etwas » – o Scham, hat sie meine Gedanken gelesen, wird sie die Lüge fällen? – « aus der Apotheke.»

Auf der Straße gleitet ein Wagen davon. Mein Mut ist klein. Ich kauere in der Diwanecke, wie die Müdigkeit mich hingeworfen hat. Ich schaue in das Zimmer, das bald nicht mehr mein sein wird, und auf den Flügel, der seine wohnliche Ecke räumen muss. Er war uns einst beiden teuer, wir waren beide stolz auf ihn; wir haben unsre besten Stunden mit ihm verbracht. Und doch stand er eines Tages verlassen da. Der Meister war fort, im Sturm, auf der Flucht, ohne Abschied, ein Verfolgter, ein Steuermann, der sein leckes Fahrzeug im Stich lässt und sich auf guten Zufall in die nächste Welle wirft. Auch die Meisterin ließ sich nicht sehen, und als sie wieder kam, beherrschte sie das singende Instrument nicht mehr mit krankheitsschwachen Händen. Fremde, ungeschickte Finger behämmern es jetzt. – Wir können nicht mehr singen, mein treuer, alter Freund! Der Meister hat meine Kraft und meinen Glauben dahingenommen. Er hat dich und mich verleugnet, unsre guten Stunden und unsre gute Kunst. Die Meisterin hat jetzt nichts mehr zu tun, als ihr leckes Hausstandsschiffchen auszubessern und für eine beschwerliche Fahrt dürftig brauchbar zu machen. Langsam, mühsam flicke ich die Löcher, mit denen der übelberatene Steuermann es mir hinterließ. Die fremden Hände, die ungeschickt die Tasten des Flügels bearbeiten, sind meine kleinen Helfer.

*

Meiner Wohnung gegenüber liegt ein Garten und in diesem Garten eine Villa. Ein Kranker wohnt dort. All diese Monate habe ich nachts sein Licht gesehen, wenn ich nicht schlafen konnte. Es brannte zu allen Zeiten. Und der Schatten einer Pflegerin huschte herüber und hinüber. Mir war das Licht tröstlich; ich wachte nicht allein in den langen Nächten. Aber es war das Licht eines Verfemten. Der Mann da drüben hat eine hässliche Krankheit. Seine Frau ist daran gestorben. Die ganze Nachbarschaft spricht von dem Hause und von der Krankheit. Mein Hausherr mit den grünen Augen nennt das Heim drüben eine Lotterwirtschaft. Ich sehe die Gedanken und Reden meiner Nachbarn und Hausleute: aus unsern Mauern recken sich Zungen wie zischende Schlangen und ausgestreckte Zeigefinger wie Dornen nach dem Krankenzimmer.

Die Kinderchen drüben sind fortgeschafft worden. Eine gebückte alte Dame ist eingezogen. Sie trippelt oft auf die Terrasse hinaus, sonnt Kissen, klopft einen Fußpelz und sieht einen Augenblick wie überrascht zu der Herbstsonne hinauf, die trotz allem scheint.

Heute wartet ein Wagen vor der Gartenpforte. Und aus dem Hause

tritt langsam der Kranke. Er trägt einen Pelzmantel und geht mit halblahmen Beinen am Stock. Ein paar Schritte, und er hält an, sieht zur Terrasse hinauf, grüßt mit Hut und Hand; die alte Dame steht droben und winkt herunter. Die Pflegerin geht mit. Sie will dem Kranken einsteigen helfen; aber er bittet sie zuerst in den Wagen. Sie fahren durch den goldenen Oktobertag. – Die alte Frau bückt sich über das Geländer der Terrasse und begleitet die Enteilenden mit den Augen. – Ich möchte, dass aus meinem Fenster über den Schlangen und Dornen eine Blume zu ihr hinwüchse.

*

Mein Empireschreibtisch und die Barockkommode sind verkauft. Mir scheint, ich tue den lieben Stücken ein Unrecht an. Sie waren Sinnbild in ihrer edlen Form, und die Geschicke eines Geschlechts verbanden sich jahrhundertelang mit ihnen. Aber dies allein macht den Schmerz nicht so bitter. Sie waren mir Stütze und Halt, diese Stücke, herausgestelltes und gespiegeltes Ich. Dieses Haltes soll ich entbehren. Einziehen soll ich in mein eigenes Wesen allein, in dieses kämpfende, bedrängte.

Der Zwischenhändler teilt mir mit, dass der Käufer mich selber sprechen möchte. Er hat mich einst im Konzert spielen hören. Neugier! Aber so habe ich heute noch das Geld in Händen, das Geld, das mich ruhig wird schlafen lassen, das mir mit kleinem Tribut die langen Wege zu den Schülerinnen verkürzt, das mir die Winterkohle ins Haus schafft.

Mein Antiquitätenliebhaber, Kaufmann Kell, bestellt mich in sein Geschäftshaus auf ein Stockwerk, das halb Wohnung, halb Bureau ist. Im ersten Zimmer tippt ein Maschinenfräulein, umgeben von alten Stühlen, einem Renaissancebuffet und einem bunten Holzheiligen. Ich werde gebeten zu warten, und man schiebt mir einen modernen, allereinfachsten Holzstuhl hin. Das Fräulein tippt weiter. Die alten Möbel stehen unerkannt und einsam im Raume umher; ein Zauberbann belegt sie mit Fremdheit. Nur mein Holzstuhl lebt in seiner angestammten Welt. All den bescheidenen oder aufdringlichen, den hoffenden oder ängstlichen Besuchern, allen denen, die hier Geld erwarten, Geld einfordern, Geld entrichten, Geld verweigern, hat er gedient in seiner unübertrefflichen, kargen Sachlichkeit.

Ein untersetzter Herr, mit kurzen Armen, in einen zu engen, eleganten Anzug gepresst, öffnet die Tür zum Bureau. Er sagt mir, dass er sich freut, mich zu sehen, dass er mich im Konzert hat spielen hören, wann

und was weiß er nicht mehr, aber wohl, dass ich auswendig spielte, alles auswendig. – Er hat sich entschlossen, meinen Schreibtisch und meine Kommode zu kaufen, obgleich er eine Menge derartiger Angebote hat, denn die Zeiten sind schlecht. Nun, er kauft auf Zusehen hin. – Ob es mich freut, seine Sammlung zu sehen?

Wir durchschreiten zwei Räume voll von alten Möbeln, alten Wandbehängen, alten Silberaufsätzen; exotische Götzen hocken in den Ecken, gotische Glasscheiben hängen an den Fenstern. Mein Begleiter weist mit souveräner Gebärde auf dieses und jenes kostbare Stück. Hier werden meine Möbel stehen. Ich höre plötzlich in der Erinnerung ein helles, quitschendes Knirschen. So tönt's, wenn man die Schiebladen der Barockkommode aufzieht. Der Laut tut mir weh. Aber die Stimme des fetten Geschäftsherrn dringt auf mich ein: « Zu größeren Gesellschaften in meinem Hause ziehe ich hin und wieder Künstler bei. Ich hatte vor ein paar Wochen erst einen Humoristen, – der war gut, ein famoses Haus –, aber ich hab' auch gern mal was Seriöses, Musik ist immer erwünscht; vielleicht hätten Sie gelegentlich Lust, wie? Ich gebe fünfzig, sechzig Mark, auch mehr.»

Wir stehen stumm voreinander; mein Schweigen wird beleidigend; ich fühle nur eine tiefe Verwunderung, die mich lähmt.

« Wie Sie wollen,» brummt der Geschäftsherr. « Ich meinte nur, wenn ich Ihnen einmal die Gelegenheit bieten könnte – es weiss natürlich niemand, dass Sie honoriert werden.»

Nein, das verstehe ich wohl, ich werde « Gast » sein im Hause Kell. Aber nun meine Zahlung? Wie komme ich zu meiner Zahlung? « Wann werden Sie die Möbel abholen? » frage ich.

« Die Möbel? » Herr Kell scheint sie ganz vergessen zu haben. « Jaso. – Die Lieferung ist im Preise inbegriffen. Sobald sie abgeliefert sind, können Sie sich bei meiner Sekretärin melden, im Vorzimmer, wo Sie gewartet haben.»

Ich verabschiede mich rasch und ziehe die Tür hinter mir zu.

Hätte ich nicht Zusendung des Betrages verlangen können? Aber jedes Wort kroch beschämt in mich zurück.

Im Spiegel auf dem Treppenabsatz halte ich Ausschau über mich. Ich sehe nicht viel anders aus als vor ein und zwei Jahren; ich trage noch dieselben sorgsam geschonten Kleider. Aber meine Person scheint jetzt der Missachtung, der Kränkung zu rufen. Ja, ich fühle es selbst, mein Unglück ist eine Wunde, die das Ungeziefer anzieht. Es ist Naturgesetz; nichts wird das Ungeziefer hemmen. Die Blüte des Glücks lockt

die Schmetterlinge herbei; auch das war mir einst selbstverständlich. Aber Tränen und Beschwerde, Sorgenstirn und schlaflose Nächte stecken die Zeichen der Schwäche auf; und der Schwache ist Beute. – Zöge doch nur meine Zerbrochenheit einen Strahl göttlicher Klarheit an! Ist es nicht dunkel genug um mich, dass ein inneres Licht mir aufscheine? Aber Sorge und Kränkung lasten wie ein stinkender Dunst zwischen dem Himmel und mir.

*

Ich sitze abends im dunklen Zimmer allein mit meinen Fragen. Wie fing es an? Hinter dem Anfang liegt immer noch ein Anfang. Er weicht zurück bis hinter die Grenzen meiner Kindheit und in das Unbekannte, das vor meinem Wissen liegt. Dort wurden und wuchsen zwei Seelen. Spät, als zu ihrer Jugendkraft erwachte Menschen, fanden sie sich und glaubten sich zu erkennen. Ja, im Lichte eines andern Reiches erkannten sie sich, die beiden, die das Paradies nicht ganz vergessen hatten, im Lichte jener Welt, wo ein ewiges, seliges Gleichgewicht als Harmonie ertönt. Aber dann sollte ihre schwache Menschlichkeit die Wahl aushalten vor der Willkür des Alltags und gegen die diesseitigen blinden Begierden, Zweifel und Eitelkeiten!

Der Anfang?

Es war Winterabend. Ich saß in unserm Wohnzimmer in der Großstadt. Draußen hörte ich das Surren und Hornen der Autos und das Quitschen und Dröhnen der Elektrischen. Drin war es still, und die Stille schien gefangen mitten im Lärm der Stadt. Ich hörte nur einen regelmäßigen, leisen, ziehenden Ton. Es war der Atem meines kranken Vögelchens. Es hatte sich erkältet, und sein Käfig hing nicht mehr am Fenster, sondern in der geschützten Ecke neben meinem Diwan. Der Fink saß unbeweglich auf seiner Stange; er hatte die Federn aufgeplustert, die Augen waren mit grauen Häutchen halb verhängt, und er atmete, atmete aus seiner kleinen kranken Singkehle mühsam und pfeifend. Ich hatte ihm Dämpfe gemacht, ihm Medizin in den Wassernapf getropft, und nun hätte ich schlafen gehen können. Aber ich wartete auf Albert. Tee stand für ihn bereit, Obst und Gebäck. Es ging auf Mitternacht. Nie war er ohne Kunde so lang ausgeblieben in den paar Wochen seit unsrer Nestgründung. Wo mochte er sein im Chaos dieser brausenden Stadt?

Das Vögelchen pfiff seinen mühsamen Atem. Ich schlug die Diwandecke um mich und wartete. Mitternacht. Eins. Zwei Uhr. Drei Uhr.

Die Nacht war still geworden; auch die Großstadt hielt endlich den Atem an; und mir wurden diese Stunden bedeutsam. Ich wartete ja zum erstenmal in meinem Leben. Bisher wusste ich nicht, was warten heißt, warten in allen Zweifeln, ausgestreckt in Angst, Verlangen und Beklemmung nach der nächsten Minute, der nächsten und wieder der nächsten. Ich konnte nicht schlafen; ich musste horchen in mich selber, in die Nacht, in die Zukunft. Ich fühlte etwas Neues, Banges, ein Schicksal, das mir von außen kam, vor dem ich allein und ratlos stand, ohne Genossinnen, ohne Meister, ohne Erfahrung, im Zwang einer ungebändigten Liebe.

Plötzlich hörte ich ein nahes, weiches Geräusch. Mein Sinn zuckte zurück von weither. Das Vögelchen pfiff nicht mehr. Der Käfig schien leer. Nein, am Boden, im sauberen Sand lag eine kleine grüngelbe Federnwolke. Merkwürdig dünn und schlaff war das Gefieder geworden. Die grauen Häutchen hatten sich über den Augen geschlossen.

Ist es so traurig, wenn ein Vögelchen stirbt?

Aus meinem übernächtigen Wesen heraus weinte ich wie ein verlassenes Kind. Der Schlaf kam aus den Tränen wie zu einem Kind.

Gegen Mittag lag ich erwachend noch auf dem Diwan. Der gedeckte Tisch wartete unberührt; im Käfig war's still. Aber drüben im Schlafzimmer hörte ich schnarchende Atemzüge aus weinschwerem Schlaf.

*

Ich bekomme Stunden am Konservatorium. Es ist nötig, denn die Forderungen der nächsten Monate erdrücken mich. Umzug, Miete, Steuer, Heizung! Das Leben scheint mir wie ein harter Gläubiger, der den Schuldner weißbluten lässt. Ich zahle mit Blut: das Kraftwerk des Körpers ist erschöpft. Ich habe die Anfragen eines Dirigenten und einer Konzertagentur erhalten. Eine Probe auf meine Leistungsfähigkeit fällt negativ aus. Doch dies ist ja nur Nebensache. Aber wie soll ich je wieder in die Welt der Harmonie, in das Paradies meiner Sehnsucht aufsteigen, so mit Sorge und Bitternis beschwert? Ich bin vergiftet vom Trank der Enttäuschung, den der liebste Freund mir bot. Ich hätte nur Wehmut und Verzweiflung zu erwarten, wenn mich der Ruf der reineren Welt träfe.

Alle Ergriffenheit meiden; die praktische, sachliche Angelegenheit der Daseinsfristung allein bedenken, das ist meine künftige Lebensmöglichkeit.

*

Was ich auch in meinen verlassenen Räumen beginne, ein Teil von mir sucht, horcht, wartet, sehnt sich, ist immer in Spannung und lauscht ins Leere. Da ist ein geräumter Schrank, ein zweckloser Aschbecher, ein verlassener Korbstuhl – Und wenn jede äußere Spur getilgt wäre, so käme doch am goldenen Faden eines Abendsonnenstrahls und in der Schwingung der Sonntagmorgenglocken in diese Räume der Vergangenheit wieder ein Schein des alten Glanzes, verlockend, täuschend und enttäuschend, das Herz in die Leere des Verlustes reissend.

Es ist Abend, früher Herbstabend, und das Suchen treibt mich fort, aus den Mauern, hinaus, durch stille Wege, alte Gassen, bis an den Strom hin, wo unter den Brücken die Heimatlosen eine Zuflucht für die Nacht finden. Das Wasser hat eine geheimnisvolle Anziehung für alle, die sich nach der stillenden Flut sehnen. Ich gehe den schmalen Quadernweg an den gurgelnden Wellen entlang. An einer seichten Stelle patschen lärmend ein paar verspätete Ausreisser und suchen nach Gründlingen. Wenige Schritte weiter, hinter einem umgestürzten Handkarren, liegt ein Bündel Kleider, Frauenkleider. Sie verhüllen eine Gestalt, ein Wesen, das den Kopf auf ein Häufchen Sand gebettet hat. Ich sehe wirres, rotes Haar, das einem zerzausten Knoten entquillt. Das Gesicht ist verborgen. Ein zerfetzter Schuh hängt aus dem andern Ende des Bündels. Ich brauche nicht viel zu sagen – «Essen – Geld» – und eine Hand – junge, beschmutzte Haut – schiebt sich hervor, öffnet sich und schließt sich über dem Metall.

Die Jungens haben nichts bemerkt und patschen weiter. Die Flut, die alles Unglück stillt, pfeilt in langen Wellen dahin. Ich gehe in meine Mauern zurück, die ein Heim sind.

*

Der Umzug ist überwunden.

Mein Raum, der nun Schlaf- und Wohnzimmer, Schulstube und Küche für die kleinen Mahlzeiten ist, liegt in einem Zweifamilienhaus zwischen einer guten Stube und einem Bureau, über einem Esszimmer und unter einer Schlafkammer. Es ist zu bedenken, dass es Menschen gibt, die nur eine einzige Wand oder gar keine zur Miete haben oder nicht mehr als die Benützung eines Bettes von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens. Zudem besitzt mein Raum Vorzüge: er ist nicht ganz gegen Norden gelegen und nicht unmittelbar überm Keller oder unterm Dach. Ich weiß das nach einer erfahrungsreichen Suche zu schätzen. Nur die Tapete bekümmert mich: sie ist von einem misslichen Gelbbraun, von

dem sich braungelbe Blumen abheben, sodass alles, was davor hängt oder steht, entweder heruntergekommen oder befremdlich aussieht. Der Flügel steht da wie in einem Möbellager zum Verkauf ausgestellt. Die Stammesväter mit den pelzverbrämten Scharlachmänteln lehnen hinterm Schrank, Kopf gegen die Wand.

Ich habe mich während der ersten Tage verleugnen lassen; das Herz war überbeschäftigt. Heute hat sich jemand mit List den Eingang erzwängt. Andrea erscheint in der Tür, im Pelzmantel und strahlend rosig. Nun, einmal musste es sein. Aber ihr Zimmermädchen steht hinter ihr und späht in mein Gelaß; das ist mir peinlich.

«Endlich ist die Burg erstürmt! Weißt du, dass man mit List und Tücke bei dir eindringen muss?»

Andrea plaudert, lächelt und fühlt sich mit diskret beherrschtem Blick in das Zimmer ein. «Hier ein Grüsschen zur Hausweihe. Es ist nicht meine Schuld, dass es so spät kommt, du Einsiedler!» Sie heißt das Mädchen seinen Korb abstellen. Da werden Blumen ausgepackt, ein festlich bezuckerter Kuchen und eine Rolle in Steifpapier. Eine Rembrandt-Radierung enthüllt sich unter meinen Fingern, die ich mir einst in besseren Zeiten gewünscht habe.

«Wie lieb, Andrea, dass du daran noch dachtest! Das wird für die nächste Tapetenära aufgehoben.»

«Nja,» sagt Andrea zögernd, als bemerke sie den Übelstand erst jetzt, «Tapeten sind in solchen Zimmern, ich meine in Mietshäusern, nie nach dem persönlichen Geschmack. In der Wohnung, die mein Bruder neu bezogen hat, waren nicht weniger als acht Zimmer ganz unmöglich in der Farbe. Er hat alle acht neu tapezieren lassen müssen. Das kannst du ja leicht nachholen, wenn du mal auf der Reise bist, im Frühjahr oder im Sommer.»

Der Besuch wird überstanden, ohne vieles Gerede über Ergehen und persönliche Verhältnisse. Und doch bin ich aufgebraucht nachher. Ich gebe der Hausfrau schärfere Verordnungen: nur meine Schüler werden eingelassen. Da weist sie mir die Karte eines Herrn vor, der mich in beruflicher Angelegenheit um eine Zusammenkunft bittet. Dr. Hugo Diehl. Hugo Diehl? Ein Altersgenosse, einstiger Tanzpartner. Er war immer ein wenig lächerlich, ein schüchterner Junge mit Neigung zur Dickleibigkeit. Hat sich als wohlhabender Hausherr zu einem Freund der Künste entwickelt. Albert und ich wurden üppig bei ihm bewirtet nach unserm letzten Konzert. Als ich Klavierstunden ausschrieb, meldete er mir seinen Sohn als ersten Schüler an, einen fünfzehnjährigen,

gutmütigen, phlegmatischen Jungen. Und nun –? In diesem Zimmer? Nein, das « Empfangen » hat für mich ein Ende. Ich werde künftig darum bitten müssen, empfangen zu werden.

Dr. Diehl besitzt ein breites, modernes, etwas plump gebautes Haus mit Garage in einem jungen Garten. Es glänzt alles von Wohlgepflegtheit. Im Salon steht ein Bechstein; ich trete tief in einen dichten Perser. Die Tür zum Herrenzimmer ist offen; es geht ein Behagen aus von den breiten englischen Ledermöbeln. Schöne Bücherreihen an den Wänden, Tannengrün vorm Fenster, – meine Sehnsucht ruft, dass dies nicht toter Besitz ist, sondern Lebensbestand, bestätigtes Ich. Für mich heißt es, aus tieferen Kräften zehren, ohne Mithilfe der Form, aus reinen Seelenkräften. Könnte ich mich erfüllen mit dem, was ich mir vorhalte! Aber ich kämpfe mit machtlosen Worten gegen mich selbst.

Dr. Diehl hat heute wohl seinen nervösen Tag. Er reicht mir von seiner Hand flüchtig die Fingerspitzen, heißt mich hastig Platz nehmen und setzt sich mit ebenso verlegener Hast. Er entschuldigt sich überhöflich, mich herbemüht zu haben, beglückwünscht mich zu dem Gerücht, dass ich viele Schüler hätte, was bei meinen künstlerischen Erfolgen nicht zu verwundern sei, und bittet mich, meine Meinung über Talent und Fortschritte seines Sohnes zu äußern. Ich bin so offen und so mild als möglich: die ganze feinere Technik ist nachzuholen. Diehl hört mich aufmerksam und gespannt an, als hätte ich ihm höchst interessante und neuartige Beobachtungen mitzuteilen. Dann ersucht er mich, indem er mit derselben gespannten Miene nun auf seine eigenen Ratschläge horcht, doch seinem Sohne, um Lust und Aufmerksamkeit zu fesseln, eine weniger strenge künstlerische Ausbildung zu geben. Er nennt Komponisten und Stücke; es ist ein wohlvorbereitetes Programm, das er entwickelt.

Gut, dass er lange spricht und an seinen Reden offenbar Gefallen findet. Ich habe Zeit, abzuwägen, ob ich die Stunden abgeben muss, die zu meinen bestbezahlten gehören. – Ich hab' es nicht gewagt; ich habe vorgeschlagen, eine Mittellinie einzuhalten. Ich kehre zerknirscht in meine Karawanserei zurück. Dass ich essen muss, rechtfertigt nicht mein Zugeständnis.

Die Abende und die Sonntage, das sind meine Feinde. Werktag und Werkstunde sollte es immer sein. Werktag ist in mir. Sonntag und Feierabend sind nur sehnsuchtbringende Boten aus einer verschlossenen Welt.

Ich habe mich wieder einmal an Haydn und Mozart versucht und mir ein verzweifeltes Heimweh geholt. Nein, dorthin führt kein Weg zurück. Wer sich kalt und starr machen und sein Gefühl zuschaufeln muss, um leben zu können, der begräbt auch die gläubige Kraft, die zur Beseligung trägt. Es ist alles miteinander zunichte: abgewandt sind die Stimmen der Höhe, die mir aus der Kindheit ins Leben klangen, wie aus einem frühsten, allerfrühsten Traum, verschüttet ist der Wiederaufstieg zu den reinen Gipfeln.

Es war wohl dies, was jener Unglücksrabe meinte, der nach Alberts Flucht zu mir sagte: « Ein Mensch kann einem Menschen nicht mehr als alles rauben; aber „Alles" kann viel oder wenig sein.»

*

Karfreitag – Tag tiefster Ergriffenheit! Tag, an dem die Unglücklichen wagen, ihre Verzweiflung hinauszuschreien und an dem Kreuzesbalken rüttelnd zu rufen: « Rette mich mit! Rette mich vor der Untergangsflut der Bitterkeit! »

In das große Erlösergedächtnis sollte sich nicht die Erinnerung mischen an Erlebnisse des winzigen Ich. Aber sie ist ungerufen da. Jener Karfreitag vor drei Jahren. Uns überdunkelte schon mancher Verrat an der Wahl unseres besseren Wissens. Albert war in schwerer Verstimmung über meinen Hang zum geordneten Leben; er hatte das « Greisenasyl » der Stammesväter ins Leihhaus gebracht und auch mein Silber versetzt. Es war die Zeit, als er glaubte, nicht vor Morgengrauen schlafen zu können: es war eine teure Zeit.

Am Donnerstag kündete er mir den intimen Tanztee für den Freitag nachmittag bei einer seiner Bekannten an. Es schien beschlossen, dass ich mitgehen sollte. Vielleicht hatte Albert eine Wette gemacht, vielleicht fürchtete die junge Hausfrau Klatsch. Ich zerrte den Entschluss den ganzen Tag hin und her. Herzensfrieden oder Hausfrieden? Das höhere Muss war mir unklar. Alberts drohende Finsterheit entschied.

Wir standen beide aus an diesem Abend, auf verschiedene Art. Wir tanzten unsern Karfreitag herum. Man hatte nicht gewagt, Musiker zu bestellen; ein jüdischer Freund saß am Klavier. Er sagte lachend zur Hausfrau: « Na, wissen Sie, wie Sie Ihre Feiertage halten! » Als wir aus dem Hause traten, läuteten die Glocken. – Albert zeigte eine düstere, leidende Miene: die Hausfrau hatte einen älteren Herrn mit ihrer Gunst ausgezeichnet. Er ließ vor mir seinen Missmut darüber aus. Die Gewohnheit zwischen uns alten Freunden war immer noch stark.

*

Ich habe zuviel von der Achtung der andern gelebt. Ich muss Boden fassen in mir selbst. Man wird es mir zwar verargen: ich habe kein Recht mehr, Haltung zu bewahren. Entweder ich muss Gebrochenheit zeigen und darf Mitleid eintauschen; oder man wittert Stolz und lässt mich ihn entgelten.

Ein ausgedienter Kollege vom Konservatorium, der in der Administration sitzt, winkt mich zwischen Tür und Angel geheimnisvoll zu sich herein. Das Winken ist recht formlos; mein Fell sträubt sich wie gegen eine Zudringlichkeit. Aber es ist der Mann von der Administration – und was bin ich? Eine verflossene Künstlerin und arm – arm bis zur vorvorjährigen Mode und zu schiefgetretenen Absätzen.

« Ich habe Ihnen gute Nachrichten », sagt vertraulich Herr Minx, nachdem er die Tür hinter mir geschlossen hat. « Eine Musterschülerin, Tochter unseres Soloflötisten, musikalisch bis in die Fingerspitzen, hat mich um einen prima, prima Lehrer gefragt. Ich habe die bekannte Pianistin, Frau Agatha Schneiter empfohlen. Nun, hab ichs recht gemacht? »

Ich danke für das Zutrauen, das Herr Minx mir schenkt.

« Ja, wenn der alte Minx erst eine Künstlerin schätzt, so ist er ein treuer Freund, wissen Sie! Und von der Administration führen die Wege in die Schulklassen. Braucht niemand nichts zu wissen. Der Neider und Neiderinnen sind viele, verstehen Sie! So nach und nach, wenn Sie wollen, werden wir zu ganz hübschen, runden Zahlen kommen pro Quartal ».

Beengend nah steht der korpulente Minx vor mir. Die Stundenglocke schellt im guten Augenblick. Ich entgleite mit höflichem Dank. Bei der Tür – der rundliche Herr ist flink – fühle ich eine Hand an der Schulter: « Nur hübsch Mund halten! » Die gelblichen Zahnreihen blecken dicht vor mir. Ich mache mich mit einem diskreten Ruck frei, um die Tür zu öffnen.

« Für Auskunft sind wir immer da », klingts mit verändertem, sachlichem Ton hinter mir her in den Korridor.

Ich suche in meinem Gedächtnis, wo ich Minx in meinem früheren Leben schon begegnet bin? Ich weiß nur noch, dass mir dieses Gesicht etwas Lästiges bedeutete; aber es schien mir drollig zugleich. Hatte ich nicht eine Bitte zu gewähren? Jetzt entsinne ich mich: es war im Solistenzimmer nach einem Symphoniekonzert. Minx bat um mein Autogramm für seine Sammlung. Er kam mir komisch vor mit seiner geschäftsbeflissenen Miene. – Ja wahrhaftig, Geben ist seliger als Nehmen.

*

Geburtstag. – Trotz aller Arbeitszucht bricht Heimweh auf, Heimweh nach der zertrümmerten schöneren Welt, Heimweh, brennend auch, nach dem Verderber. Ich sehe zwei Augen klar und lauter auf mich gerichtet, die sich noch nicht verfinstert haben über verleugneter Schuld. Auch Albert drang vor in die selige Welt, die seine letzte Heimat ist. Wir waren in ihr verschmolzen, inniger als in aller liebenden Verbundenheit. Wir haben damit die Teufel gereizt. Und sie haben uns gezeigt, wo sie mächtig sind. Sie werden gelacht haben, als sie ein neues Gesicht am Spieltisch sahen, mit dem Blick eines Gierigen und Gehetzten, der seine Heimat vergessen hat. Es war ihr Sieg, als ich mich davon überzeugte, dass unser Stand in dieser Welt auf der Bank und an der Börse bestimmt werde. Sie haben sich gefreut, als sie mich den Institutionen von seiner dunklen Majestät Gnaden überliefert wussten durch den innigsten Freund, als sie mich in frostigen Vorzimmern warten und verzagen und durch kühle Unbeteiligte vernichtende Botschaften mit zu teuer errungener Fassung in Empfang nehmen sahen. Wie mögen sie dem Herzen aufgelauert haben, das nach und nach seine Kraft und seinen Schwung verlor, bis es zittrig und mühselig arbeitete, ein defektes Pumpwerk! Wie haben sie frohlockt, dass das alles nicht Zufall, nicht Unglück war, sondern durch Freundeshand zubereitet! Das gab Schärfe und Stachel dem Tagewerk bei Betreibungsämtern und in Gantlokalen, den Begegnungen mit dem Pfändungsbeamten auf den Wegen der Betrüger und der Betrogenen, der Schufte und der Missbrauchten! In der Moder- und Sumpfluft da unten dachten sie einer Verlassenen und Geschlagenen die Marotte von der seligen Heimat wohl auszutreiben.

Ich stehe in der Verbannung allerdings nicht aufrecht. Ich habe meinen Knick. Aber brechen ist nicht biegen. Und auch das Heimweh ist ein Bekenntnis.

Ist ein Wunder geschehen? Nach diesem Geburtstagsabend des unfrohen Gedenkens höre ich im Traum sphärische Musik. Ich habe solche Botschaft jahrelang entbehrt. Wundersame Beglückung, unaussprechliches Labsal! – Ist's Auferstehungsgetön?

Die Zeitungen lehren mich, dass es Albert besser geht als mir. Er geigt, er reist, er ist berühmt und guter Dinge. Er steht fest auf den zwei Füßen des Talents und des Ehrgeizes. Er wird allerdings böse Träume haben; aber der Riss in seiner Innenwelt ist zu tief, als dass er ihn vor seinen wachen Gedanken bloßlegen dürfte. Wir werden ihn

später heilen, jenseits, wenn meine eigene Arbeit getan ist – wir unentrinnbar Verstrickten.

Heut hat mir die Natur eine wohlige Müdigkeit zubereitet, die ich genießen möchte. Dürfte ich träumen und ruhen und im Behagen des Hindämmerns das Werk der weisen Mutter geschehen lassen! Verjüngt und frisch würde ich aufstehen, nicht verfallen und schmerzvoll nach unzeitiger Ermüdung. Aber ich bin eine *arme* Frau! Die Hetzpeitsche der Arbeit hat mir das Wort eingetrieben. Wecker halb sieben: Frühstück, Zimmer aufräumen, heizen (oh, der Kohleneimer!) Acht Uhr: Stunde. Neun Uhr: Kammerzofendienste. Die Wäsche, die Strümpfe, die Kleider, alles wird alt, und täglich fehlts irgendwo. Zehn Uhr: Stunde weit draußen im Villenquartier. Zurück, um halb zwölf, endlich Ruhe, abgesehen von der Schreibmaschine im Zimmer rechts und dem Jungen, der Geige übt, links. Es zerrt an den Nerven; man möchte die Wände einschlagen. Bin *Ich* das? Erniedrigt bis zum Kranpf der gequälten Sinne? Ich lasse mich fahren, bin nur noch gepeinigte Kreatur, die ruft: « Schöpfer, hilf! »

Mittagstisch in der alkoholfreien Speisewirtschaft des Frauenvereins. Hier im Nebenzimmer ist der Ort der verschämten Heimatlosen. Es sind wohl anderthalb Dutzend an den fünf Tischen, Lehrerinnen zumeist und einige Buchhalterinnen, Frauen der freien Berufe und des Gewerbes. Manche stehen in mittleren Jahren und mehrere an der oberen Grenze dieser dehnbaren Spanne Zeit. Es sind die im Berufe Hangengebliebenen. Müde Gesichter, einfache Kleider, in denen sich mehr oder weniger Verzicht, anspruchslose Würde oder eine späte Hoffnung ausdrückt. Die meisten haben sich « das nicht so gedacht ». Als sie jung waren, standen sie in ihrem Beruf wie auf einem Sprungbrett. Er mochte es für andere sein; aber er erwies sich für diese als ein Käfig. Er erlaubte wohl das Flattern und Ausschau halten, aber nicht das Entrinnen, und niemand kam und öffnete dem Vogel das Türchen. Wohl schwirrte das Erlebnis auch durch den Käfig: es kam und ging. Der Käfig blieb zu. Unter diesen Einsamen mögen manche nicht mehr Mädchen sein. Manche denken zurück mit Wehmut oder mit Bitterkeit, mit Sehnsucht oder mit überwindender Güte. Es sind nicht wenige, die diesen Zug der überwindenden Güte im Gesicht haben. Er gilt nicht nur dem Erlebnis, er gilt dem Dasein selbst. Das Leben war ein langes Fragen aus dem Nichts heraus nach dem Etwas. Und in diesem Fragen und Kämpfen bildete sich in aller Stille das Etwas. Es kam nicht von außen, nicht als Erlebnis. Es wuchs von innen auf, bildete Kern und sog immer mehr das suchende,

wünschende, sehnsüchtig ungestillte Wesen auf in ein glaubenszähes, verzichtgewohntes, in der Beschränkung gefestigtes und bei den Besten gütig strahlendes Ich. Diese Frauen wollen nicht das Mitleid mit ihrem müden Gesicht; sie wollen auch nicht behängt werden mit dem romantischen Schmuck ihres Erlebnisses; sie hoffen nur auf Achtung, vielleicht auf Ehrerbietung vor ihrem bescheidenen, tapferen, und glaubensfesten Selbst, das sie aus Enttäuschung, Mühe und Müdigkeit zusammengerafft haben als ein stilles « Ja » an Schicksal, Gott und Leben.

Wo bin ich selber geblieben? Jene haben mir den Gedanken befreit von dumpfer Müdigkeit mit ihrem guten, stummen Anspruch auf Kameradschaft. – Ich habe den Küchenduft, die fette Suppe und die üble Bratensauce unbeachtet geschluckt.

*

In meiner Tasche trage ich einen Brief; darin lebt eine Frage, von der ich nicht loskomme, weder zu ja noch zu nein. Zwar habe ich sie bei mir in einer ersten großen Freude mit Ja entschieden. Aber nun zweifle ich, zweifle an mir, zweifle an dem Aufstieg aus alltäglicher Pein und fürchte, selbst wenn er gelingt, den Absturz, der ihm folgen muss.

Oder wird mich die Liebe tragen? Wird sich mir ihre Kraft enger und stärker verbinden?

Ich soll bei den Kriegsblinden spielen, am Jahresfest ihres Heims. – Ich habe gemiedene und verklungene Musik wieder durchgangen – und fühlte mich unrein, unbeschwingt mich zu erheben aus Sorge und Bitternis. Meine Unfähigkeit zum Aufstieg, das ist mein Leiden. Der allein ist unglücklich, der ausgestoßen ist aus seiner besseren Heimat.

Und doch: soll ich ein Siegel unter meine Schwäche setzen? War nicht meine Freude über den Ruf zu diesen Geopferten die Stimme der Wahrheit?

(Merkwürdig, dass allein die Fähigkeit zum Handwerk sich wieder völlig nachgebildet hat. Es scheinen mir neue Energien in den zehn Persönlichkeiten an meinen Händen zu leben.)

*

Ein trüber Sonntag. Ich schleppe mich den Gärten der besseren Leute entlang, um frische Luft zu atmen. Hier bewohnt ein einzelner den Raum, in den sich im Arbeiterquartier fünfhundert, tausend Menschen teilen müssen. Raum, das ist Freiheit und Würde, ist Beisichselbersein, ist Arbeitsruhe, Empfangsbereitschaft für gute Geister. Wie wird

all dieser Raum genützt? Ich schicke die Frage in die schweigenden Häuser mit ihren gardinenverhängten Fenstern und in die nassen, kahlen, weiten Gärten.

Einsmals, überraschend, bin ich in der stillen Straße, die ich jahrelang gemieden habe. Da steht der stattliche Sandsteinblock, Rosengeäst um die Terrasse, gegen Süden das Spalier und im Garten der Luginsland: der Eltern Haus, das Haus meiner Jugend. Dass ich als Kind soviel besaß, ein Gartenreich, um vertraulich umzugehen mit Stein und Gras und Hausgetier, das Rosenbeet, das, aus unserer Scholle zehrend, mir sein blühendes Wunder entfaltete, den Ausguck überm grünen Laubmeer, um morgens und abends den Garten, die Vögel, Sterne und Sonne in den freudigen Kinderblick zu schließen, und eine Heimwelt von traulichen Bezirken des Spielglücks, der Mutterwärme, des gepflegten Fleißes und der frühen Begeisterung!

Es ist nur noch ein Traum. Ich werde Besitz nie mehr besitzen; würde er mir zufallen, so wäre er nur Stoff, der in Kraft verwandelt werden will. Plötzlich begreife ich das bessere Teil der Armut: dass ich nicht nur tatsächlich und für den Augenblick arm bin, sondern grundsätzlich und für immer enteignet.

*

Ich habe bis zum letzten Tag gezaudert, die gegebene Zusage an die Geopferten zu widerrufen, und plötzlich ist der Abend mit seiner Anforderung da. Ich komme durch die mondhelle, zauberhafte Frühlingsnacht an das Haus mit den dunklen Fenstern. Die einzig erleuchtete Eingangshalle ist leer. Während ich zögere, wohin mich wenden, öffnet sich gegenüber eine Doppeltür, und aus einem dürftig erhellten Raum, in dem ich gedeckte Tische stehen sehe, treten Männergestalten. Es sind Leute von jüngeren und mittleren Jahren. Einer geht hinter dem andern, stockt einen Augenblick vor der Schwelle und setzt tastend den Fuß in die Halle. Einzelne Paare kommen; der Freund legt dem Freunde die Hand auf die Schulter. Mancher hält eine leichte Reitgerte oder ein Stöckchen, handlich wie ein Taktstock, und fühlt sich damit der Wand entlang. Sie tragen alle den Kopf wie lauschend aufrecht; keiner sieht zu Boden. Sie haben sich aus allen Ständen und Arten zusammengefunden; ich sehe flache Bauernschädel, Häupter von edlem Schnitt, geschoßzerstörte Stirnen und gesunde, unberührte Gesichter, verkümmerte Züge, energische Mienen. Jeder ist mit seinem Tasten, seinem Suchen beschäftigt. Alle haben den fühlenden, vorsichtigen Schritt. Um jeden ist ein Bann von Einsamkeit. Langsam bewegt sich der Zug.

Ich stehe und schaue und fasse mich. Das habe ich nicht gewusst – habe ich nicht ausdenken können.

Eine Tür wird geöffnet, die in einen dunklen Raum führt. Die Vordersten treten ein, Stühle werden gerückt. Man kommt auf mich zu, geleitet mich zum schon gefüllten Saal; mein Begleiter dreht vor mir das Licht an.

Ich wage nicht mehr aufzusehen nach den lauschenden Köpfen, die ich alle mir zugewandt weiss. Ich empfinde so stark meine Zuhörer, wie nie ein anderes Publikum. Ein Augenblick der Stille. Das ganze Sein wird Wunsch nach Ausdruck; eine triebhafte Energie entfesselt vorschaffend schon im Geist den Ton, und nun erklingen meinem Ohr die Akkorde des ersten Bach-Präludiums mit neuer, vertiefter Bedeutsamkeit voll Geheimnis und gütiger Verheißung. Von mir existiert nur noch das, was als Wille und Hingabe das Werk in Erscheinung ruft. O einziges, wahres Leben! Auch der Zuhörer ist entschwunden; nur noch eine magnetische Fühlung ist da, die befeuert, begeistert. Mein Programm hat einen mir bewussten Rhythmus. Das Milde und das Wuchtige steigern sich, erlösen sich, wie Wellenschlag. Der Hörer durcheilt die reichen Bezirke seines Lebensgefühls. Ich aber bin nur ein Ohr, das vorauslauscht auf das Vorgeschaffene und sich ganz und gar mit Vorbild erfüllt.

Nach dem Spiel werden mir belebte, ausdrucksvolle Tasthände entgegengestreckt. Mit Ehrerbietung fasse ich sie. Aber dies alles ist schattenhaft; ich selber bin erloschen mit dem Verstummen des Instruments.

Dank verdiene nicht ich. Dank verdienen diese Geprüften Gottes, die mir ein unermessliches Geschenk gemacht haben, die mich mir selber zurückgaben. Die Liebe *hat* mich getragen. Ich habe den Weg der Genesung vorauserlebt in einem ersten Flug. Irgendwie, irgendwann werde ich meine Heimat zurückgewinnen und in ihr Wurzel treiben. Aber nicht mit den Kräften der Selbstbesessenheit. Meine Erstarrung muss eine lebendige Sonnenglut lösen, meine Erdenschwere muss jener Sturm erfassen, der mich beim Anblick der Geopferten ergriff.

*

O dieser strahlende Frühling, der den Menschen die Reiselust ins Blut jagt! Diese abgesagten Stunden, diese abreisenden Schülerinnen, die den Unterricht von sechs oder acht Wochen auf Rechnung stehen lassen! O der Frühling einer armen Frau! Es ist, als müsste ich Schläge kriegen, weil ich eine Hoffnung aufgepflanzt habe. Dr. Diehl meldet

seinen Sohn endgültig ab in einem gewundenen, verlegenen Schreiben. Die Erinnerung an die einstige Agatha Schneiter in der heutigen Klavierlehrerin, die man nach Belieben anstellt und absetzt, ist ihm peinlich.

Und als hätte er diabolische Witterung, bringt mir Minx einen neuen Schüler. Er ist diesmal entschlossen, nicht mehr auf Vorschuss zu liefern. Ich wehre ihn brüsk ab, ohne mich zu besinnen. Er geht glatt über den Zwischenfall hinweg, feig und sicher zugleich. Die nächste Begegnung wird entscheiden. «,Freund oder Feind, Sie haben die Wahl,» sagt die Miene des fetten Herrn. Immer deutet sie ein Einverständnis an, von dem ich nichts weiss. Das wird mich eines Tages auch meine wenige Selbstbeherrschung kosten.

In aller Widerwärtigkeit: nicht den Weg der Genesung vergessen! Einzige Rettung, einziges Gut!

*

Grosse Gesellschaft beim Ehrenpräsidenten des Konservatoriums. Ich darf nicht absagen. Und nach langem Meiden aller Geselligkeit ertappte ich mich dabei, dass ich mich freue auf Lichterfülle, Blumenschmuck, satte, behaglich gestimmte Menschen, auf all das, was Daseinsheiterkeit vortäuscht und das Leben als eine Angelegenheit von Lächeln, Scherz und Liebenswürdigkeit darstellt.

Alte Bekannte sind da. Ich sitze bei einer Gruppe von musikfreundlichen Gönnern der Anstalt. « Und wann hört man Sie wieder im Konzert, meine Liebe? » fragt eine stattliche Bankiersfrau und legte mir die brillantenstrahlende Hand auf den Arm. « In diesem Winter wohl nicht mehr. » – « Wie sie das sagt, unsre liebe Agatha! Als schlüge sie eine Tür zu! » lachte die üppige Frau.

Es ist wahr, ich finde den Ton nicht mehr, in dem man hier spricht. Aber schon fasst mich die Unterhaltung von anderer Seite an. Mein Nachbar rechts beschreibt eben ein Wohnauto, das er in Frankreich gesehen hat. « Und stellen Sie sich das freie Leben vor » – er wendet sich direkt an mich – « Sie sind an keine Table d'hôte, überhaupt nicht mehr ans Hotel gebunden. Wenn Ihr dienstbarer Geist das Essen fertig hat, so steigen Sie am nächsten Waldrand oder bei den ersten Schattenbäumen aus und lassen sich auftragen, als wären Sie in Ihrem Garten zu Hause! Und bei Regenwetter ist Ihr Tisch im kleinen Wohnraum gedeckt, – und Sie brauchen nicht einmal die Pantöffelchen auszuziehen, um ins Hotel zu gehen. »

Ich versichere meinem eifrigen Nachbar, dass ich eine solche Reise nicht ausschlagen würde. Aber mein Gegenüber, ein Weltfahrer und

Großexporteur, will uns überzeugen, dass nur Seereisen etwas wert sind. Er rühmt mit gleicher Begeisterung die Sternennächte unterm Äquator und die Bequemlichkeiten der neuen Luxusdampfer mit Schwimmbad und Tennisplätzen an Bord. «Sie sind ein paar tausend Seemeilen vom festen Land entfernt, und Sie schlendern in der Morgenstunde zum Tennisplatz wie zu Hause!» So sind wir beim Sport angelangt. Warum ich das Tennis aufgegeben habe? Ob des Klavierspiels wegen? Man warnt mich angelegentlich davor, den Sport zu vernachlässigen. Die strahlende Bankiersfrau erzählt vom Engadin im Winter –

Endlich bietet sich ein Moment, um mich unauffällig zurückzuziehen. Auf welchem Stern habe ich doch gelebt all die Zeit? Und wo, sternenweit weg, wohnen diese? Soll ich tadeln? Oder Erkenntnis und Liebe verwünschen, die unbekümmertes Geniessen zur Torheit machen? Ich weiss nur das Nächste: in der Stille verweilen und stark werden.

*

Zum erstenmal sieht mich mein Zimmer freundlich an. Es hat Besuch bekommen, guten Besuch. Ein großer junger Mensch tritt zögernd über die Türschwelle, die Hand auf dem Arm eines Knaben. Einer meiner Hörer von neulich. Er hat ein Anliegen, das er leise und höflich und mit jener fast schüchternen Vorsicht auseinandersetzt, die seinesgleichen kennzeichnet. Er ist solid ausgebildeter Klavierdilettant und möchte weiterstudieren. Ob ich ihm Lehrer oder Lehrerin weiss? Freilich weiss ich ihm eine, wenn er's mit ihr versuchen mag. Eine, die glaubt, dass mit diesem Schüler das Glück bei ihr einkehrt. Und Glück soll diesmal mein Honorar heißen; das kleine Stundengeld ist nur ein Zugeständnis an den Stolz meines Schülers. Aufleben will ich einmal in freiem Geben und Nehmen.

*

Es ist behaglich, bei Andrea am Kaminfeuer zu sitzen, im tiefen Sessel hinzudämmern und sich hinwegzuträumen über sich selbst, über die Sorgen, über das Zimmer mit der gelbbraunen Tapete. Blumen leuchten vom Kaminsims, trauliches Licht scheint aus einer milden Ampel. Und nun, wie mich Andrea in den Genuss des Wohlseins eingelullt hat, lässt sie ihren kleinen Angriff auf mich los. Sie hat durch die Zeitung mein Mitwirken am Fest der Blinden erfahren. Sie will mich für einen öffentlichen musikalischen Abend im Damenklub, den sie präsidiert, verpflichten. Das Honorar ist erstaunlich hoch. Andrea errötet, wie sie es nennt. Ach ja, sie wird einen Hunderterschein aus den Silbermaschen ihrer

zierlichen Geldbörse hinzuschmuggeln; sie vermutet, dass ich schweigend annehme, auch wenn ich ihre Machenschaft ahne, und sie fürchtet doch zugleich, die Wohlversorgte, ich könnte peinlich berührt oder gar gekränkt sein über das kleine Geschenk aus ihrem Überfluss.

Ich überlasse Andrea ihrer Überredungskunst und bedenke mich. Ich schrecke zurück, unfrei und widerspenstig, vor ihrem Ansinnen. Nur nicht den jungen Mut gefährden, der erst im Stillen wachsen will! Auf dem Weg, den Andrea mir weist, begleiten mich Widerwillen und Bitterkeit. Wie soll ich den Aufstieg finden über den Schutt der bösen Jahre? Und wie in die kalten Bezirke der Modegebundenen, Selbstbegnügten die glühende Strömung leiten? Ich habe keine Kraft und keine Flügel.

Und doch! Doch ist diese Erprobung, diese Frage auf Ja oder Nein, auf Befreiung oder Unfreiheit wie ein Sinnbild an den Weg meines Aufstiegs gesetzt. Wie ich sie betrachte, wird sie zur Mahnung, zur Forderung. Im Kampf des Entschlusses irre ich hin und her um Beistand. Da wird mir Erleuchtung. Habe ich nicht einen Helfer, die Hilfe eines Geläuterten? *Ein* Freier bringt die ganze Freiheit. Mein neuer Schüler wird gegenwärtig sein.

Andrea bekommt ihre Zusage, nur mit der einen Beschränkung, dass ich mich von dem gesellschaftlichen Teil des Abends fernhalten darf.

Ein Kleid muss gekauft werden. Über die Wahl eines Gewandes nach eigenem Mass und Zuschnitt wäre ein Poem zu schreiben. Über das freudige, wünschende, abwägende, triebhafte Schaffen der Phantasie, die den Sinn der eigenen Erscheinung zu fassen und vorzustellen sucht und ihm gemäss den Ausdruck der Kleidung träumt; dann, wenn das geahnte Bild sich darstellt, die Suche nach Farbe, Stoff und Form unter dem Vorhandenen, die Überraschungen, die Zweifel, und endlich die Begegnung mit der fertig gewandeten eigenen Person, die sich befriedigt wieder erkennt, erfrischt, verjüngt im Reiz einer angenehmen Neuartigkeit.

Aber das Poem wird nicht von einer armen Frau gelebt und gedichtet. – Ich eile eines Abends zwischen Licht und Dunkelheit in die Stadt, sehe flüchtig in die Schaufenster und trete in ein Warenhaus ein. Das Tagewerk war schwer und freudlos; ich fühle mich zerschlagen und bin schlecht aufgelegt. Hat nicht die Angestellte, die mich bedient, merkwürdig wegwerfende und gleichgültige Bewegungen? Ich bin wohl zu wenig elegant gekleidet, um Bemühung zu verdienen. Wir stehen gereizt voreinander. Da gewahre ich ihr Gesicht. Ich kenne mich

aus in den Zeichen der Erschöpfung. Der Spiegel ist ein zuverlässiger Lehrer. « Sie mögen müde sein, so am Abend? » Ich entferne meine Kleider vom einzigen Stuhl des Probierraums.

« Danke. Wir sollen nicht sitzen. »

« Wir sind unter uns. »

Sie ist auch schon auf den Stuhl gesunken, und sie sieht mich mit einem sanften, gelösten Lächeln an. Ein zutraulicher Kinderausdruck überstrahlt ihre Blässe. « Es geht nicht immer so streng, » sagt sie entschuldigend, « aber wir haben Teilausverkauf, da kommen die Herrschaften alle aufs Mal. Ich hatte Kundschaft über die Mittagszeit; schließlich ist man zu müde zum essen. Es ist ja nicht oft so. »

Schon steht sie wieder auf, um mir ein Kleid überzuziehen. Sie ist ganz bei der Sache. Erst wie ich in den Mantel schlüpfe, fragt sie versuchsweise: « Die Dame ist wohl auch nur abends frei? »

« Heute wenigstens. »

Sie hat wieder ihr sanftes Lächeln: « Man kann nicht, wie man will. – Bitte links zur Kasse. »

Sie steht beim Fahrstuhl, wie ich weggehe. Wir nicken uns zu.

Es sind noch böse Geister aufgekrochen vor dem Konzertabend, Gespenster der Schwäche, die mir auflauern, seit ich nur noch mich selber habe, dieses vielvernarbte, müdgequälte Selbst. Zu zweien und ungebrochen, wie waren wir einst stark! Vor der Welt der Kleinlichkeit standen wir unangefochten wie auf einer Insel. Jetzt aber, allein und geprüft, biete ich mich jedem Angriff ungeschützt dar. Wie soll ich Herr werden an diesem Abend der Mondänen über die Ströme der Eitelkeit, der Neugier, der tausend flatternden, ungesammelten Gedanken meiner Hörer? – Ich wäge die Absage und den mühsamen Erwerb von Wochen gegen das Zugeständnis eines einzigen Abends um den Preis einer runden Summe. Mein müder Mensch hat Andreas Angebot für ein paar Ruhetage so nötig!

Endlich aber stelle ich mein unberatenes Selbst in höheres Licht, versuche die Dunstschicht von Müdigkeit, Alltagswust und Herzensnot zu durchdringen und einen Strahl von Klarheit zu erlangen. Und auch jetzt, wie schon so manches Mal in Unruh oder Pein, erfahre ich Beschwichtigung, finde mich zurück in das Gleichgewicht meines Wesens. Ich fühl's, ich brauche nur meinen Weg zu gehen in der Führung der Notwendigkeit, und dem willigen Sinn ist Kraft zu eigen, die der störrische, ängstliche von sich abstösst.

Ich baute eine Wehr um mich für jenen Abend. Ich habe sie vielleicht gebraucht auf dem Gang zum Instrument, nachher nicht mehr. Wie konnte ich nur den Meistern so wenig vertrauen! Sobald der Ton sie gerufen hatte, war ich auch mit ihnen allein. Mit der Zeit drang augenblicksweise wohl der Magnetismus der menschlichen Fühlung an mich heran; doch er brachte Steigerung und Kraft, denn Bejahung und Hingabe schwoll mehr und mehr auch aus dieser Alltagswelt auf zu den Quellen der Harmonie. Mir war's, als fühlte ich die Wandlung zu reinerer Menschlichkeit um mich her.

Ich erblickte meine Zuhörer erst, als mich ihr Beifall weckte. Der Saal war gefüllt; einige reckten die Köpfe, um mir zuzunicken; sie waren noch im Trieb des sympathischen Stromes. Andrea stand freudegerötet in der ersten Reihe. Mein Schüler neben ihr lächelte über seine klatschenden Hände hin. Ich sah alles im Flug. Zum erstenmal nach der Kluft der drei Jahre fühlte ich die selige Wehmut wieder im Augenblick, da das höchste Leben abreißt, immer zu früh, aber um sich wieder fassen zu lassen in einem nächsten, ersehnten Aufflug.

Ich hätte jetzt bei meinen Zuhörern bleiben mögen, wäre schwach geworden; die bereits gegebene Absage kam mir zu gut. – In der heißen Erschöpfung der nächsten Stunden habe ich in Gedanken die Zukunft durcheilt. « Zurück in mein Reich! » steht über ihr.

*

Diese Pfingsttage sollen mein ersehntes Ruhefest sein. Ich habe Andreas Schein zu mir gesteckt und bin in die Berge gefahren. Im stillsten Zimmer eines stillen Gasthofs ein paar Tage verträumen, verschlafen und das matte Pumpwerk ruhen lassen, das war mein Ziel. Aber die Schönheit des blühenden Lebens rings um mich, ihr Wirken in mich hinein bringt mehr als Ruhe. Der Horizont der Seele heitert sich auf. Wolken schieben sich auseinander, die Schmerz und Sorge gebraut hatten und die den Blick in tiefster Dunstschicht gefangen hielten. Ich habe jahrelang im Bann eines Schicksals gelebt, das ich, bald widerstreitend, bald mühsam und mit Ächzen es tragend, als ein Verhängnis nahm. Nun aber tut sich ein neuer Anblick überraschend auf. Was mir fremd und aufgezwungen schien, ist mir durch das Erleiden bekannt, vertraut, ja zugehörig geworden. Und sehe ich nun zurück auf das Gewebe meiner Pein, so bietet es sich dar, als hätte ich selber es mit dem Schicksal gewoben und eingewilligt, mich in seinen Zwang zu begeben. Dann aber, in seiner Beengung sammelten sich kämpfend die Kräfte

und befreiten sich, als ihre Zeit da war. Eine Hülle wurde gesprengt, ein erneutes Wesen verließ den Larvenpanzer.

War dieses Dasein der Verdunkelung ein Dulden, um sich ins Bessere zu erhalten? Habe ich es erleiden wollen, um das kräftigere Selbst zu finden? Und so wäre ich, ich selber es gewesen, die Armut und Verstoßung erwählt hat? Ich taste an tiefsten Schicksalskern, wo Zwang und Freiheit sich aufhebt. Der Ausblick verschließt sich mir im Dunkel letzter Ursachen. – Als helle Gewissheit bleibt mir das eine, das Ziel: zurück in die Heimat! Ich sehe noch nicht, wie und wie weit sich das Leben ändern kann, schweres Gewicht hängt an mir; aber ich fühle Mut, und Mut nur zu dem einen: zur Rückkehr in mein Eigenes. Die Heimat hat ihre Pforten aufgetan: eine Kraft wurde frei in mir, verzehrte sich nicht mehr in Bitternis und Zweifel, schwang sich auf, ihrer Reinheit gewiss, vereinte sich mit den Meistern.

O höchstes Daseinsfest des Traumes! Wer kennt seine Heimat, der sie nicht im Traum erlebte?

Ich war in dieser Nacht wahrhaft in Himmel und Hölle. Erst ein Gang durch schmalen Raum zwischen Gehegen wilder Tiere; ein angstvolles Flüchten vor ihrer hasserfüllten Gegenwart. Rings um mich drohend gereckte Hälse, glühende Augen, die Luft von bestialischem Geruch erfüllt, und in mir ein Schaudern bis ins Mark, wie vor einer Welt von Teufeln. Und dann – o Wunder – erhebt sich vor mir eine Pforte von ätherischem Blau; ihre Bewegung ist Musik. In überirdischer Harmonie klingt sie auf. Und majestätisch jetzt in rhythmischem Wandeln treten schneeweiße Tiere heraus; ihr Schreiten ist göttlicher Klang, und doch sind es schwere, mächtige Gestalten, Könige des Ostens. Die Elefanten schreiten, schreiten, schreiten in erhabener Harmonie. Ich *höre* nicht nur die sphärische Musik, *sie tränkt mein ganzes Wesen.* – Ich weiss das Ende des Traumes nicht; aber ich weiss, ich habe Glückseligkeit erlebt. Nun hat mich meine Heimat selbst besucht.

*

Ein Telegramm. Einspringen für den Solisten im Volkskonzert. Bach und Mozart. Ein Programm nach meinem Herzen. Es langt noch zur Probe. Ohne Vorbereitung? Wag ich's? Ich wag's.